

gen der Partner und Lebensphasen. Allerdings ist ein offenes Gespräch nicht jederzeit und pausenlos möglich.

3.2 Wechselseitige Initiativen zu Gesprächen über die Ehebeziehung

Eine lebenslange Beziehung führt auch bei guter Kommunikation von Zeit zu Zeit durch Gewohnheit, neue Lebensbedingungen und Bewußtseinsänderungen zu einer Entfremdung der Partner voneinander. Ob eine Ehe nach einem solchen Tiefpunkt reifer wird oder unglücklich und zerbricht, hängt weitgehend davon ab, ob sich die beiden in längeren Gesprächen dieser Situation bewußt zu stellen wagen. In einer guten Ehe haben beide Partner die Tendenz, Initiativen zu einem grundsätzlichen Gespräch über die Beziehung zu ergreifen. Dabei wird wechselweise jeweils der Partner den Anfang machen, der unter einer akuten Krise stärker leidet bzw. sich ihrer stärker bewußt ist. — Jeder Partner trägt gleichermaßen die Verantwortung, wahrgenommene Krisen offen zu artikulieren und nicht passiv abzuwarten, wie ein verwöhntes und gekränktes Kind, bis der andere auch etwas merkt und für beide etwas unternimmt.

3.3 Gegenseitige Erfüllung unterdrückungsfreier Verhaltenswünsche

Optimale Kommunikation und Krisengespräche bilden die Voraussetzung für ein befriedigendes Zusammenleben, bei dem keiner der Partner auf Kosten des anderen lebt. Jeder braucht den anderen, aber er kann auch in einer reifen Form von ihm abhängig sein. Gut funktionierende Ehen sind dadurch gekennzeichnet, daß die Partner ohne Streit sowohl abwechselnd führen als auch nachziehen können. Gegenseitigkeit führt in der Regel dazu, daß Wünsche, die nicht gleichzeitig realisierbar sind, in fairer Abwechslung zum Zug kommen: zu verschiedenen Zeitpunkten werden die verschiedenartigen Bedürfnisse der beiden Partner in einem Ausmaß befriedigt, das beide als ausgewogen empfinden.

Die Fähigkeit, wenigstens zeitweise tatsächlich unlösbare Konflikte zu vertagen, ohne die Geduld zu verlieren, wird auch bei

größten Krisen eine Entfremdung verhindern. Auch kann die Ehe und Familie, die bewußt aus dem Glauben gelebt wird, daraus eine entscheidende Kraft gewinnen, sogar außergewöhnliche Belastungen zu bewältigen.

Kirche und Ortsgemeinde aber haben die Aufgabe, auf vielfältige Weise solidarische Stützen und Hilfen zu vermitteln, die selbstverständlich auch für jene offenstehen, die sich nicht als Christen bezeichnen. Es müssen verstärkt Wege gefunden und beschritten werden, auf breiterer Basis als bisher die Stabilität und Humanität von Ehe und Familie ausdrücklich zu fördern.

Josef Köhne

„Ehe ohne Trauschein“ — eine Alternative?

Welche Motive bewegen zwei (zumeist jüngere) Menschen, eine gemeinsame Wohnung zu nehmen und wie Eheleute zusammenzuleben? Oder anders: Warum schließen manche jener Paare, die eigentlich heiraten könnten, keine Ehe? Warum ist die Ehe in ihrem Ansehen bei vielen Menschen so stark gesunken, daß sie gar nicht mehr als erstrebenswertes Ziel gilt? Wie viel schlechte Erfahrung, Unsicherheit, Unreife, Resignation usw. verbirgt sich dahinter, und wie könnte diesen Menschen durch eine kirchlich-pastorale Begleitung und Beratung geholfen werden, diese Engführungen zu überwinden? — Bei der Antwort auf diese Fragen, wie sie im folgenden Beitrag versucht wird, ist zu bedenken, daß es auch früher mangelnde Reife in den Beziehungen eines jungen Paares gegeben hat; diese Unreife wurde (und wird noch) häufig in die Ehe hineingenommen. Wenn diese Unreife nicht aufgearbeitet werden kann, erwachsen daraus leicht spätere Ehekrisen. Daher wäre es sicher nicht richtig, die im folgenden angeführten Gruppen von Paaren, die ohne Trauschein zusammenle-

ben, einfach zur Ehe zu drängen. Wohl aber soll man sie auf die Unreife der Situation hinweisen und ihnen Reifungshilfen anbieten, wobei man von ihrer eigenen Erfahrung ausgehen müßte, wie dies z. B. auch in den Beiträgen von Baudler und Fraling gezeigt wird. red

Wandel in der Einstellung zur Ehe

Bis vor wenigen Jahrzehnten galt der verheiratete Mensch im allgemeinen als sozial höherstehend. Heirat und Ehe waren ein Privileg, das noch im vorigen Jahrhundert nur dem Zustand, der die entsprechenden wirtschaftlichen Voraussetzungen für die Gründung einer Familie aufweisen konnte. Ehe galt als Stand, als etwas Festes und Sicheres. Ehe und Familie sind zu allen Zeiten gesetzlich und sozial geschützt worden.

Aber in den letzten 100 Jahren hat sich der Ehestand stark gewandelt.

Einige Punkte, die den Wandel im Eheverständnis verdeutlichen sollen:

- Familie und Arbeitswelt haben sich getrennt;
- die frühere Großfamilie mit mehreren Generationen hat sich auf die Kleinfamilie — Eheleute und zeitweilige Kinder — reduziert;
- weniger Kinder, die fast alle infolge der gesunkenen Kindersterblichkeit erwachsen werden;
- längere Dauer der „nachfamiliären Phase“, d. h. der Zeit, in der die Eheleute wieder allein sind;
- Stilwandel in der Ehe auf Partnerschaft hin, wobei dieser Begriff keineswegs eindeutig ist;
- außerhäusliche Berufs- und Erwerbstätigkeit auch der Ehefrau;
- durchschnittlich wesentlich längere Ehe-dauer — Silberne oder Goldene Hochzeit werden immer häufiger, wenn es nicht vorher zu einer Scheidung gekommen ist;
- Abbau der sozialen und Minderung der institutionellen Stützen der Ehe und Familie, eine Scheidung ist nicht mehr von vornherein „unmöglich“, auch nicht mehr unter kirchlich gesonnenen Leuten; Scheidung stellt kein soziales Risiko mehr dar.

Einige Zahlen

Bei einer Querschnitterhebung durch die heutige Bevölkerung zeigt sich, daß heute in der BRD etwa 25% der Ehen kinderlos sind (zum Teil noch keine Kinder); 30% haben 1 Kind, 35% 2 Kinder, 8% 3 Kinder, nur 2% haben 4 und mehr Kinder. Die durchschnittliche Zahl der Kinder in den Familien ist gesunken von 4,1 im Jahre 1900 auf 1,4 im Jahre 1977.

Damit hat sich ein Wandel vollzogen, dessen Konsequenzen für die Sozialisation von Eltern und Kindern noch gar nicht abzusehen sind.

Seit einigen Jahren wird die Ehe von verschiedensten Gruppen grundsätzlich in Frage gestellt. Dafür gibt es eine Fülle von Literatur, dafür sprechen aber auch die stark ansteigenden Scheidungsziffern: Während im Jahr 1962 noch 49.894 Ehen geschieden wurden, stieg diese Zahl im Jahre 1976 auf 108.363 an. Im ersten Halbjahr 1977 — damals trat das neue Ehegesetz in Kraft — wurden in der Bundesrepublik Deutschland 73.027 geschieden.

Damit parallel ging nicht etwa ein Ansteigen der Eheschließungen, sondern deren rapides Zurückgehen: 1962 wurden in der Bundesrepublik Deutschland 530.640 Ehen geschlossen, 1977 waren es 358.347, 1978 nur noch 328.000. Dabei ist zu berücksichtigen, daß rein statistisch hier geburtenstarke Jahrgänge zur Eheschließung anstehen.

Die Zahlen des Scheiterns bis zur Scheidung, aber auch die Beobachtung von Scheitern, Leere und Langeweile ohne Scheidung läßt für viele heute verschärft die Frage stellen: Ist es überhaupt realistisch, eine Ehe — bis der Tod euch scheidet! — einzugehen? Das durchschnittliche junge Paar, das mit Anfang 20 1980 heiratet, wird voraussichtlich gemeinsam das Jahr 2.030 erleben. Wie mag dann die Welt aussehen? Ist die Skepsis berechtigt, ob es gelingt, so lange Gemeinsamkeit zu verwirklichen?

Wandel in der Einstellung zur Sexualität

Dazu kommt der Wandel der Einstellung gegenüber der Sexualität: Früher stand die

Zeugungsfunktion an erster Stelle; man konnte sie auch nicht von der Partnerfunktion trennen. Heute ist eine Trennung im Sinne der Empfängnisverhütung mit hoher Sicherheit möglich. Die Partnerfunktion wurde auch vom Konzil als hoher und gleichrangiger Wert anerkannt.

Nun wird aber gefragt: „Warum denn bis zur Ehe warten?“ Vor 20 Jahren gab es noch Hirtenbriefe, die einen gemeinsamen Urlaub von Verlobten strikt ablehnten, obwohl doch die Unterbringung in verschiedenen Zimmern damals weithin selbstverständlich war, wenn der Wirt sich nicht einer Kuppelei schuldig machen wollte. Der Kuppeleiparagraph ist aber inzwischen gefallen. Heute findet man in bürgerlichen Zeitungen zahlreiche Anzeigen: „Pärchen sucht Wohnung“, oder „Pärchen sucht Zimmer“. Offensichtlich haben diese Anzeigen Erfolg, sonst würden sie nicht in so großer Zahl aufgegeben. Viele Türschilder weisen auf solche „Schrägstrich-Beziehungen“ hin, wenn man liest „Meier/Müller“ oder „Schulze-Schmidt“.

Umfragen machen deutlich, daß ein erheblicher Sinneswandel eingetreten ist: 1975 fanden 66% der erwachsenen Bundesbürger nichts dabei, „wenn zwei, die sich lieben, eine Ehe ohne Trauschein führen“, 13% waren unentschieden, 21% meinten, „an so etwas nehme ich Anstoß, das geht zu weit!“ 50% der Jugendlichen ab 16 Jahren hielten das auch für sich selbst denkbar. An dieser Meinung änderte sich auch nicht viel, „wenn ein Kind dabei ist“: 60% „finden nichts daran“, nur 26% meinen, „das geht zu weit“. Von den häufigen Kirchgängern fanden 52% nichts dabei, von unter 30jährigen waren es sogar 86%.

Diese Zahlen sind nach neueren Umfragen gestiegen.

Alles das stellt einen „Traditionsbruch großen Stils“ dar, mit dem wir uns auseinandersetzen müssen. Mit einfacher Ablehnung ist es nicht getan.

Wenn wir mit diesen neuen Erscheinungen und den sich daraus ergebenden Problemen psychologisch, Beraterisch oder pastoral umgehen wollen, müssen wir die Frage nach den Motivationen stellen, nach den Erwartungen der jungen Leute, nach ihren

Bedürfnissen, nach ihrer Art des Miteinanderumgehens, nach den Chancen, die ein Zusammenleben ohne Trauschein hat.

Es gibt sehr verschiedene Ursachen und Gründe, auf die man unterschiedlich reagieren muß.

Versuch einer Motivationsklärung und Typisierung

Es soll versucht werden, einige Typisierungen herauszustellen, die zwar Vereinfachungen darstellen, aber vielleicht doch den Umgang mit den Problemen etwas erleichtern können.

Typ 1: Auf der Suche nach Geborgenheit

Zwei junge Leute ziehen zusammen, um vor der Welt zu fliehen, zugleich auch, um ihr zu trotzen. Ein typisches Beispiel wären zwei Studenten in der unübersichtlichen und kalten Welt der heutigen Massenuniversität. Beide sind noch unausgereift, beide haben möglicherweise die Ablösung vom Elternhaus noch nicht geschafft; sie müssen sich jetzt in der neuen und für sie völlig ungewohnten Welt zu rechtfinden. Sie müssen beide Liebe beweisen, um sich und den anderen auf diese Weise zu sichern. Im Grunde erwarten beide nur für sich etwas, ihre Haltung ist infantil. Die Realität des anderen wird nicht gesehen, man hat sogar Angst davor, weil sie ihre Beziehung in Frage stellen könnte. Beide suchen Geborgenheit und emotionale Sicherheit. Sie müssen sich ihre Liebe stets aufs neue beweisen, weil sonst alles ins Schwanken gerät. Für stärkere Belastungen dürfte die Basis aber zu schwach sein, Komplikationen sind bereits einprogrammiert.

Typ 2: „Interessen-Gemeinschaft“

„Es ist doch viel einfacher, zu zweit als allein zu leben“. Jeder trägt etwas bei, beide haben es leichter. Durch Arbeitsteilung ist das Leben für beide angenehmer. Einer Dauerverpflichtung wird bewußt ausgewichen, die Beziehung ist jederzeit „kündbar“. Sie besteht, so lange sie für beide (dabei meint aber jeder wohl zuerst sich) vorteilhaft ist. Man hat ein „geregelt se-

xuelles Leben und eine angenehme Häuslichkeit“, warum sollte man darauf verzichten, so lange es gut „funktioniert“? Eine Dauerbindung ist dafür aber viel zu risikoreich, sie widerspricht sogar den „recht verstandenen“ Interessen jedes Partners.

Typ 3: „Liebe ohne Zwang“

„Wir pfeifen auf Ordnung und sogenannte Sitte und zeigen, daß es auch ohne geht, ja sogar viel besser“. „Wir binden uns nicht absolut, das wäre ja ein Freiheitsverlust, sondern nur so lange wir wollen“. „Wir zeigen, daß Liebe ohne Zwang möglich ist, viel besser als in den verstaubten Ehen unserer Eltern und Bekannten“.

Diese Haltung ist oft Zeichen einer starken Abwehr gegen das Über-Ich, sie findet sich nicht selten bei jungen Leuten, die aus „kirchlichen“ Familien stammen. Sie glauben, durch ihre Haltung nicht nur Freiheit zu beweisen, sondern auch frei zu werden. Es gilt, die berechtigten Anliegen einer solchen Haltung aufzugreifen, andererseits aber deutlich zu machen, daß echte Bindungsfähigkeit sich gerade dadurch nicht entwickeln kann oder in ihrer Entwicklung erschwert wird.

Typ 4: „Zauderer“

Diese verhalten sich — angelehnt an Schiller — an die Parole „drum prüfe, wer sich bindet, ob er nicht doch was Besseres findet!“ Hier liegt oft eine neurotische Unfähigkeit zur Entscheidung vor. Man will einerseits enge Beziehungen, sich aber andererseits offenhalten für „bessere Möglichkeiten“. Man akzeptiert nicht, daß es keinen Partner geben kann, der alle Erwartungen erfüllt; man glaubt und hofft das aber. Dabei wird übersehen, daß man auch selbst nie ein solcher Partner werden kann. Die scheinbar bewiesene Freiheit ist in Wirklichkeit mangelnde Fähigkeit zur und Angst vor einer Bindung. Hier müßte auch das beraterisch-pastorale Bemühen ansetzen.

Typ 5: Verbindung „auf Probe“

Hier tritt das Paar an nach der Parole „wir müssen proben, ich kaufe doch keine Katze (Kater) im Sack“! Es ist hier gleichsam die

Kehrseite des Zauderers. Man sollte nicht gleich nach der Moral rufen, sondern auch die berechtigten Anliegen sehen. Andererseits fragt es sich, kann man über gewisse Grenzen hinaus proben? Ein Schreinerlehrling kann nie erproben, wie sein Leben als Meister sein wird, ein Praktikant im Krankenhaus nie seine Funktion als Arzt.

Hinter dieser Haltung steht die begründete Spannung zwischen guter intimer (das heißt nicht nur sexueller!) Beziehung und Individualität und Autonomie. Andererseits kann der Partner gebraucht und mißbraucht werden, um mehr über sich zu erfahren. Intimität kann auch zum Würgegriff werden, in dem der einzelne umkommt. Niemand hält es aus, dauernd im „Test“ zu stehen, der Leistungsdruck muß jede Beziehung zerstören.

Typ 6: „Lotteriespiel“

„Wir heiraten erst, wenn ein Kind kommt“. Das aber wird — mehr oder weniger — riskiert. Man will sich nicht selbst entscheiden, sondern die Entscheidung dem „Zufall“ oder auch der „Fügung“ überlassen. Die eigene Entscheidungsfähigkeit reicht nicht aus. Hier würde aber der zweite Schritt vor dem ersten getan; man muß ein Paar werden, bevor man Eltern werden kann oder sollte.

Pastorale Beurteilung

Die Erfahrung zeigt, daß viele dieser Beziehungen wieder auseinandergehen. Die Gründe dafür sind unterschiedlich. Einmal sind oft die Voraussetzungen schlecht, vor allem bei Typ 1—3. Wenn es über deren Ansätze hinaus nicht zu weiteren, die Partnerschaft stärkenden Elementen kommt, halten sie Belastungen kaum stand. Daneben hat die Überforderung durch die täglich neue Entscheidung belastende Bedeutung. Die Partner befinden sich immer „auf Abruf“. Der Mensch braucht aber gerade auch in seiner Partnerschaft Sicherheit, Geborgenheit, Aufgehobensein. Wir können nicht dauernd „auf Probe“ leben. Schließlich spielt für das Scheitern häufig das fehlende gemeinsame Ziel eine Rolle. In Japan sollen die jungen Männer, die ein

Mädchen heiraten wollen, dieses fragen: „Willst du mit mir alt werden?“ Hier zeigt sich das lebenslange Ziel, der gemeinsame Weg, auf dem die beiden gehen wollen. Wenn man nur im „Hier und Heute“ lebt, ist man oft nicht in der Lage, notwendigerweise auftretende Enttäuschungen und Frustrationen zu ertragen. Für das Ziel eines gemeinsamen Weges ist Bindung auf Dauer erforderlich, die nicht von vornherein Vorbehalte anmeldet.

Dazu kommen häufig wirtschaftliche Probleme, die für das Auseinandergehen eines solchen Paares ausschlaggebend sind. Man hat gemeinsame Anschaffungen gemacht, man hat disponiert, man ist Verpflichtungen eingegangen, häufig ohne an die weitere Zukunft zu denken. Die juristischen Regelungen bei einer Ehescheidung, die vor allem auch den Schwächeren schützen, treffen hier nicht zu. So kommt es besonders für den Schwächeren, der vielleicht an der Bindung noch festhalten möchte, neben den emotionalen Schwierigkeiten oft auch zu wirtschaftlichen Problemen.

Das Glück einer Ehe

Ehe, deren Beginn die Heirat, d. h. das feste Versprechen des gemeinsamen Lebensweges auf Dauer ist, entspricht einem doppelten Bedürfnis. Zunächst dem Bedürfnis nach Glück. Glück kann man als den Zustand umschreiben, ganz geborgen, ganz frei, ganz bestätigt zu sein. Voraussetzung dazu ist das sich unbedingt Einlassen auf den anderen in der Hoffnung und im Vertrauen auf die Gegenseitigkeit. Das ist nicht allein von der Weltordnung, sondern nur von der Heilsordnung her letztlich zu erklären und zu begründen. Der „Bündnischarakter“ der Ehe zeigt sich bereits im Alten Testament am Bund zwischen Jahwe und Israel, aus dem die Gefährdung und die Infragestellung Israels, andererseits aber auch die absolute Verlässlichkeit und Treue Jahwes deutlich wird. Das wird im Neuen Bund durch das Bild von der Beziehung Christi zu seiner Kirche erneut bestätigt. Obwohl Israel und die Kirche „störrisch“ sind, werden sie nicht verlassen und können gerade in der Hoffnung darauf doch ihr Heil finden.

„Ehe ohne Trauschein“ lehnt gerade diese Unbedingtheit ab, vielleicht aber traut sie sich diese auch nicht zu. Hier gilt es, nicht mit Vorwürfen zu reagieren, sondern helfend und klärend zur Seite zu stehen.

Auch heute Bedürfnis nach Kindern

Weithin besteht das Bedürfnis nach Kindern auch heute noch. Kinder bedeuten Vertrauen auf Zukunft, Kinder bedeuten Überwindung von Angst und Sinnlosigkeit. Hier liegt ein Urbedürfnis vor, das aber heute zum Teil verschüttet oder verdrängt wird. Es gilt, dieses Urbedürfnis erneut bewußt werden zu lassen und zu reflektieren. Echte Liebe sagt: „Ich will, daß du lebst, daß du nicht stirbst, daß es aus uns und durch uns weiter lebt!“ Das aber geht nicht ohne „Verbindlichkeit“. Hier zeigen sich Aufgaben für Gesellschaft, Staat und Kirche.

Pastorale Konsequenzen

Was können wir nun tun in einer Situation, in der die „Ehen ohne Trauschein“ zahlenmäßig zunehmen, in der die Scheidungsziffer steigt?

Jammern nützt sicher nichts, es würde nur unsere eigene Hoffnungslosigkeit und Ratlosigkeit zeigen. Verbote sind ebenso unwirksam.

Förderung der Bindungs- und Ehefähigkeit

Ein falsch verstandener „pastoraler“ Eifer, solche Beziehungen „in Ordnung“ zu bringen und auf eine Trauung zu drängen, führt häufig vor allem später zu noch stärkeren Problemen. Auch hier gilt, daß die Gnade die Natur voraussetzt, das heißt, es muß eine Ehefähigkeit und Ehebereitschaft vorhanden sein, wenn das Sakrament wirksam werden soll. Gerade die Ehefähigkeit dürfte bei vielen derartigen Paaren noch nicht entwickelt sein. Früher wurden solche Reifungsrückstände durch die starken institutionalen Stützen in Gesellschaft und Kirche oft ausgeglichen. Das kann heute nicht mehr erwartet werden. Es ist daher notwendig, die Ehe- und Bindungsfähigkeit zu fördern und erst dann zu einer Ehe zu raten, wenn die psycholo-

gischen und die personalen Voraussetzungen bestehen, die heute wichtiger sind als die sozialen Voraussetzungen.

Es wird wirksam sein, mit den konkreten Paaren klärend zu sprechen, ihre positiven Bedürfnisse ernst zu nehmen, ihre Ängste wahrzunehmen und zu verstehen und nach Möglichkeit abzubauen. Vor allem gilt es, überzogene Erwartungen infantiler Art besonders im emotionalen Bereich zu reflektieren. Die Partner sollten ermutigt werden, ihre eigenen wie die Grenzen des Partners wahrzunehmen und zu akzeptieren, aber auch ihre positiven Möglichkeiten realistisch einzuschätzen und zu stärken. Entgegen den heutigen Aussagen mancher Psychologen lebt Ehe nicht aus einem dauernden emotionalen Hochgefühl und stetiger Befriedigung emotionaler Bedürfnisse, sondern aus Verlässlichkeit und Verbindlichkeit, die allein dauerhafte Geborgenheit zu geben vermögen. Das Gefühl der „Zugehörigkeit“ ist eine tragfähigere Basis als emotionale Faszination, die unter dauernder Beweislast steht. Eine Beziehung kann sich wesentlich besser und dauerhafter entwickeln, wenn die sichere Basis der bewußten Entscheidung da ist.

Es dürfte auch nicht richtig sein, die gelebte Sexualität als das eigentliche Problem der „Ehe ohne Trauschein“ zu sehen. Wir wissen heute, daß sexuelle Beziehungen einer Entwicklung bedürfen und ihre Geschichte haben. Ganz abgesehen von einer bewußten Entscheidung zum Kind dürfte die Erfahrung gelebter Sexualität eine quantitativ und qualitativ andere Dimension bekommen, wenn sie in einer Beziehung geschieht, die auf einer bewußten Entscheidung zur dauerhaften Zugehörigkeit beruht. Das wird man allerdings manchen jungen Paaren heute nicht ohne weiteres verständlich machen können.

Noch ein weiteres: Erfahrungen der Eheberatung machen deutlich, daß ein Auseinandergehen nach einer längere Zeit gelebten „Ehe ohne Trauschein“ vor allem für den psychisch schwächeren Partner (das braucht keineswegs immer die Frau zu sein!) manchmal schwieriger und krisenhafter ist als eine Scheidung. Bei der Scheidung haben beide immer noch einen An-

walt, der ihre Interessen vertritt, sowie einen Richter, der zumindest bemüht ist, Härten auszugleichen. Hier müssen beide Partner allein mit der „Auseinandersetzung“ im wörtlichen Sinn sowohl im materiellen als auch im psychologischen Bereich fertig werden. Dadurch sind manche überfordert.

Wir können versuchen zu ermutigen und Beispiele zu geben; nicht nach unserem Wort wird man uns beurteilen, sondern nach unserem glaubwürdigen Verhalten. Man wird eine gelungene Ehe nicht auf den Präsentierteller heben können. Es gilt aber aufzuzeigen, daß es auch heute noch nicht wenigen Paaren gelingt, in Liebe und Treue ein ganzes Leben lang einander beizustehen und dadurch einen hohen Wert zu verwirklichen. Aus „Romeo und Julia“ müssen „Philemon und Baucis“ werden, eine Aufgabe, die den Entwicklungs- und Reifeprozess deutlich macht, deren Lösung manche Schwierigkeiten mit sich bringen kann. Schwierigkeiten können aber Anstoß und Anlaß zu einer weiteren Reifung werden in der Auseinandersetzung und Bewältigung der Realität.

Wir müßten Solidarität zeigen, uns nicht abwenden. Wir müßten Geduld zeigen, Geduld, die nach einem Wort von Gertrud von Le Fort „Kraft in höchster Potenz“ ist. Wir dürfen uns nicht irre machen lassen durch das gelegentlich laute Gerede über die Sinnlosigkeit der Ehe heute. Viele dieser Redensarten sind provokativ, d. h., sie sollen Reaktionen hervorrufen. Wir müssen uns fragen lassen, ob wir in solchen Fällen pastoral und psychologisch richtig reagieren, ob wir uns konstruktiv provozieren lassen. Wenn wir durch Verhalten oder durch Worte befragt werden, sollten wir die Fragenden ernst nehmen und uns selber fragen, ob wir die richtigen Antworten geben oder gegeben haben, die wir schuldig sind.

Dazu ist in der kirchlichen Pastoral noch einiges aufzuarbeiten. Vielleicht ist es gut, daß so viele junge Leute uns provozieren, damit wir mehr nachdenken, unsere eigene Stellung reflektieren und dann wirksame Hilfen in der Pastoral, Pädagogik und Beratung entwickeln.